

**Öffener Schreibbrief von Lizzie Hanfengel.**



No. 567. Wenn mer e Duzend  
Mensch nemme duht un duht se in  
ein Platz beisamme, dann kann mer  
drauf bette, daß mer zwöfif differente  
Kerrediers hat un in Fäkt, es gibt  
nirgends wo so en Differenz als wie  
er unner die Mensch, wo doch all zu  
eine Familch belange duhn, zu sinne  
is. Da is der Philipp, was mein  
Hosband is; en Schloppoh, wie er  
im Buch steht; wenn der nur seine  
Ruh hat un kann zu den Webesweilern  
geh, dann is er fätsittseit. Da is der  
Webesweiler: das is en Blohhard, wo  
denke duht, seine Kostiemersch wäre  
nur auf die Welt for ihn zu pehiron-  
neise; er fühl insoltet, wenn einer  
ebbes iworer seine Drinks sage duht  
un is nur dann fätsittseit, wenn jeden  
Tag jeder von seine Kostiemersch da  
war un hat sei bestimmtes Kwandum  
Bier vertilgt, so daß wenn er Abends  
seine Kösch bälzenge un seine Kestiehs  
abfede duht, den nämliche Emaunt  
eingenomme hat. Da is die Webes-  
weilern: En ganz guter Kerredier,  
awwer bei sie is die Hauptfach schaffe  
un sich uff zu primp. For Herowens  
Schts wenn ich all mei Geld an mein  
Budel hänge wollt, dann könnt ich es  
auch mache un könnt se sogar noch  
biete. Bieseids daß, is se hod an ihre  
schöne Figur. Ich will nit bloße,  
awwer ich nemme es noch einige Zeit mit  
sie auf, wenn sie auch immer mit ihre  
Kantlichter bid duhn will; awwer ich  
hen mehr Korpus doliertes aufzuweise.  
Dann da is unsere littererie Friend die  
Dido! Well, die schwärmt for Poems  
un Dichter un Komposersich un ich muß  
sage, daß ich am mehrfache inkleint sin,  
denselne Weg zu fühle wie sie.

Ich hen mich die Werte von Heinrich  
Heine gekauft un hen schon e ganze  
Katt davon gelese un da hen ich zu-  
ericht ausgefunne, daß der Schiller un  
der Goethe nit die einzige Pebbels in  
die Bietich sin un ich sin nur surpreis,  
daß der Heine nit grad so viel Mann-  
juments gefekt hat krieg, wie die zwei  
annere. Ich glauwe das kommt nur von  
sein fortgefekt Lebenswanbel her; dos  
konne die Pebbels nit so isig vergesse.  
Wenn e Person so wie mich ich ganzes  
Leue lang für die Poetrie geschwärmt  
hat, dann kann mer sich leicht in die  
Eibies von so en Mann versetze. Ich  
denke er is in seine Liebesgeschicht  
orig unhäpige gewese, bitahs an viele  
Stelle in seine Poems hen ich greine  
misse. Da kann mer sehn, daß ich  
mich in all mein Batter und Trubel  
mit die Kids un den Philipp doch mein  
jugendliches Sinn un mein jungfräul-  
liches Herz bewahrt hen.

Ein Drahhäck hat awwer die Poesie  
doch auf mich un das is, daß ich an  
gar nids anerkerhter mehr dente.  
Wisse se, ich hen nämlich mein Meind  
aufgemacht, daß ich all die Poems in  
den Buch bei Herz auswienig lerne  
wollt. Wenn awwer en Mensch so wie  
mich, schon e bische in den Ghisch wil-  
lingzigt is, dann is oft das Fleisch wil-  
ling awwer der Kopp schmad. Es is  
en großer Strehn for mich un es is  
en Pottie, daß mich in so wenig Ge-  
fühl for so Sache hat, daß er sich im-  
mer lustig iworer mich macht. Er is  
sogar den annere Dag bergange un hat  
e Poem an mich gemacht. Er hat ge-  
sagt: „D Lizzie, denst du gar nit  
dran, du hast die Kids, du hast en  
Mann; an Heine denst du, Herz un  
Sohl, doch meine Sads, die sin e i n  
Sohl. Zuh besser deine fleißige Hände  
for unsere Stodings gut zu mende.  
Koch gute Mielts uns, spät un früh,  
sell is besser, als wie Poesie.“

Ich muß sage, ich hen das nit im  
Geringste gegliche. Awwer es geht nur  
zu zeige, daß der Philipp en ganz un-  
gehobelter Kunne is un ich besser spred-  
en zu die Dido iworer den Käs,  
mechie, die kann mich en gute Eittweis  
gewise. Am Nachmittag hen ich mich  
schnell fertig gemacht un sin einmal hin-  
gelaufe. Ich hen die Webesweilern  
nids davon gesagt, bitahs die Webes-  
weilersch blase mit den Philipp in ein  
Horn, bitahs se sin effreht se dehte en  
gute Kostiemer verlere, wenn se ebbes  
gege ihn sage dehte. Die Dido hat sich  
arg gefreut, wie se mich gesehn hat un  
ich hen auch gar nit lang Mottieschinn  
gemacht un sin gleich mit die Farb  
erous komme. Ich hen se alles gesagt  
un da hat se geschmeilt un hat gesagt:  
„Well, Alto, das is ja off Rohes nit  
so artig eriebel, awwer ich kann Ihre  
Hosband nit so artig blesme. Wenn  
en Pehner bloß for das Gese  
schwärme deht un deht denke, er wär  
en guter Rud un dehte seine Rollen

mische, wie en Kud, Milch un Wasser  
misch un deht anstatt gelbe Farb die  
Johls von Eier nemme, dann könnt  
mer ihn in sei Bihneß nit brauche un  
er deht gefeiert werde. E Wummen un  
e Hauskneper muß in die erste Lein  
zu ihr Hauswert tende, un muß sehn,  
daß alles tippopt is un daß Niemand  
zu komplegne braucht. Wenn se mit  
ihre Arbeit fertig is, dann seht se sich  
hin, wenn se den Weg inkleint is un  
nimmt e gutes Buch un dhuht lese un  
duht ebbes for ihre Eittjutehchen duhn.  
Die zwei Sache zu die gleiche Zeit zu  
duhn, das hat noch niemand fertig ge-  
bracht un wo es duht, der macht aus  
alles en Baisch. Die Poesie is e  
Kietriehschen for uns un is e Blessing,  
wenn mer se mit Verstand un in Tie-  
spuhn Dofes gebrauch duht; wenn  
mer awwer den ganze Dag mit den  
Stoff verbringe duht un an nids an-  
nerschter mehr dente, dann werd se  
zum Fluch der böse That wie der Mi-  
ster Schiller so schön gesagt hat. Men-  
de se ruhig Ihren Mann un die Kids  
ihre Stodings, loche se Ihre Mielts,  
gut un plenty, streitene se Ihr Haus  
auf un dann seze se sich hin un stu-  
dire.“

„Well, ich sin streht heim, un hen  
mich an meine Arbeit gesterzt, wie en  
Deihter un hen die Fellerch e  
Miel geocht das war auteseit un wie  
alles iworer war un alles uffgestret-  
en, hen ich mich mit mei Buch  
hingesezt un in zwei Minntis hen ich  
geschlafe.“

Mit allerhand Achtung  
Iours  
Lizzie Hanfengel.

**Zweiterlei Ton.**  
„Du, ist' wahr, die kleine Frau  
Huber, die einen so bescheiden und  
schüchternen Eindruck macht, soll zwei  
Sprachen perfekt sprechen?“

„Ja, die eine spricht sie zu Hause,  
die andere in Gesellschaft.“

**Revanche.**  
„Wenn ich nur wüßte, wie ich mich  
für den „grünen Jungen“, den mir  
mein Chef heute früh an den Kopf ge-  
worfen hat, rächen könnte!“

„Machen Sie ihm zu seinem mor-  
rigen Geburtstag ein Festgebild und  
sprechen Sie ihn darin hundertmal  
mit Du an!“

**Sittlich.**  
Sängerin: „Ich habe hier ein ärzt-  
liches Attest, daß ich heute Abend nicht  
singen kann.“

Theaterdirektor: „Deshalb brauchen  
Sie sich nicht aufzuregen! Ich will  
Ihnen sogar ein Attest geben, daß Sie  
nie singen können!“

**Philosophische Betrachtungen.**  
Wir haben doch eine eigenthümliche  
Sprache: Wenn ein Duzend Menschen  
zu uns kommen, un unsern Salon  
zu musikalischen und delamatorischen  
Übungen, unsere sämtlichen Kuchen-  
vorräte und unsern besten Wein her-  
geben, so nennen wir das einen Em-  
pfang!

**Durch die Blume.**  
Pianist: Wollen Sie mir wirklich  
kein einziges Billett zu meinem dem-  
nächstigen Concert abnehmen? Ihr  
Bettler hat ja vier Stück bestellt.“

„Wenn ich so taub wäre, wie mein  
Bettler, würd' ich sogar sechs nehmen.“

**Das Vortheilhafteste.**  
Lante (zu Besuch): „Na, Mariechen,  
was für eine Art Puppen magst Du  
denn am liebsten?“

„Ah, bitte, Lantchen, Zwillinge!“



Herr Wampel (als ein fürchterlicher  
Donnerstag erdrobt): „Glad wie mei-  
ne selige Ate!“



„Werden Sie sie auch zärtlich behan-  
deln?“  
„Alles — nur auf Sünden tragen dür-  
fen Sie nicht verlangen!“

**Zeusus der Suffragettes.**

Vollzählung in England, Volks-  
zählung in London — wahrhaftig  
keine Kleinigkeit! Denn wir wiss-  
en ja, wie peinlich es jeden Briten  
berührt, wenn ihm ein anderer — und  
sei es selbst der Staat — die Nase in  
Privatangelegenheiten hineinstecken  
möchte. Und wenn sich auch der Staat  
dafür verbürgt, daß nie und nimmer  
irgend etwas in Verbindung mit dem  
Namen des ober der Betreffenden in  
die Öffentlichkeit bringen soll, über  
dieses Entblößen seines eigenen Selbst  
kommt der Engländer nur sehr schwer  
hinweg. Am wenigsten leicht ist aber  
die Ausfüllung der Papiere Albions  
Frauen gefallen. Ganz abgesehen von  
der enormen Anzahl unterzeichneteter  
Damen, bei denen die Frage nach dem  
Alter allein schon ein Vergehen be-  
deutet, sind in sehr vielen Ehen hiezulande  
die Frauen bei weitem älter als  
die Gatten. Ein Trost aber mag ihnen  
geblieben sein: der König selbst ist  
mit löblichem Beispiel vorausgegangen,  
er hat auf dieselbe Weise wie der letzte  
seiner Unterthanen seine Papiere aus-  
gefüllt! Und was der König von Eng-  
land thut, ist wohl gethan! Auch wenn  
man gewisse Geheimnisse zu opfern ge-  
zwungen ist, auch wenn gewisse Dinge  
das Licht der Welt erblicken sollen, die  
man bisher sorgsam im Dunkel ver-  
bergen, die man sich vielleicht selbst  
nicht eingestehen möchte. Also ein  
Aufzuzer — und wieder einer — und  
dann zur Feder gegriffen. Denn wer  
diese Papiere nicht ausfüllt: 25 Dol-  
lars Geldstrafe oder Arrest! Und am  
Ende ist der Staat doch nur ein ganz  
unschuldiger abstrakter Begriff.

Wandere Suffragettes jedoch sind  
ihrem schon lange begabten Vorsatz  
treu geblieben und haben sich nicht da-  
von abschrecken lassen: Frauen zählen  
nicht, daher sollen sie auch nicht geächt  
werden. „Kein Stimmrecht, kein  
Zeusus!“ schrieb sie Samstag auf  
zahllosen Plakaten, an zahllosen Türen  
in Kreide und gestern nachts über die  
Zeusus = Zettel in Tinte. Die Dem-  
onstrations begannen bereits Sam-  
stagmorgens in Trafalgar Square. Auf  
den weiten Stufen der Riesennel-  
son-Säule sammelten sich die Mit-  
glieder der Frauen Freiheitsliga un-  
der moßigen Sadel des Siegeradmira-  
ls. Um die vier Riesennelonen grup-  
pieren sich die Jarten, aber jähren  
Kämpferinnen, zumeist mit den Wan-  
den der Liga angehan: dunkelgrünes  
Samtkleid, gelbene wallende Schär-  
pe, weiße Handschuhe. Dazu einfüll-  
lein mit lähn = trotziger Feder und zieliche  
Schühlein mit gewaltigen Abfällen.  
Ein grün = gold = weißes Fröhlein in  
der starken Hand.

Auf jeder Seite des mächtigen Qua-  
dratsobels rebete eine Dame, auf der  
Echaring Croß zugewandten die wür-  
dige Liga-Präsidentin, die greise  
Mrs. Despard. Aber ihre Worte ver-  
hallen, nur halb verstanden, auf dem  
gigantischen Square. In der Zuhö-  
rersehne fielen uns alle möglichen Ty-  
pen von Londoner Frauen auf: ver-  
bitterte Gesichter neben interessanten  
Physiognomien bekannter Schauspiele-  
rinnen, hier ein junges, tedes lebens-  
frisches Antlitz neben einer Silberhaa-  
rigen. In der Umgebung der vier  
Riesennelonen nehmen sich alle Menschen,  
selbst die Löwinen, unendlich winzig,  
nichtsahend aus. Und die Worte der  
Rednerinnen jerschlattern im Winde.

Gestern, am Sonntag, hat der Him-  
mel bis zu später Abendstunde sein  
Erbarms mit den Londonern gehabt  
— wie das gewöhnlich am Tage des  
Herrn der Fall in Themaselabel ist —  
und den Suffragettes hat er ein Mes-  
sina, eine Demonstration nach der an-  
deren beregnet. Denn gestern sollten  
ja die öffentlichen Parks an die Reihe  
kommen! Aber am Abend hatte er end-  
lich ein Einsinken, ließ ein glühendes  
Sternlein nach dem anderen heraus-  
treten, eine bescheidene, aber dennoch  
tröchtige Mondfisel und ließ es recht  
halt und trocken werden. Und auf dem  
sonst um Mitternacht an Sonntagen  
beinahe ausgestorbenen Trafalgar-  
Square hing es um diese Zeit zu trab-  
beln und zu wimmeln an, aber nicht  
von Suffragettes, Negativer schienen  
— wie Quellen in ein Reservoir —  
aus allen Seitenstrahlen in den  
Square zusammenzuströmen.

Eines merkten wir gleich: stotte  
Studenten haben ein gar ansehnliches  
Kontingent gestellt. Brillend, groß-  
hend umzogen sie die festliche Suf-  
fragettes Schwirren durch die schare  
Nachtlust. Gestern war ja Wettrennen  
zwischen Orford und Cambridge, da  
gab es also heute massenhaft Vertreter  
der beiden Universitäten in London  
und sie alle waren nicht gerade in üb-  
ler Stimmung. Aber die Leute in  
Blau — wie man die hochgewachlenen  
Wächter des Gesetzes scherzhaft am  
Themestrang bezeichnet — gemahnten  
in ihrer föhlichen aber unwiderstehlich  
entschiedenen Art die Demonstranten  
an die Pflichten guter Bürger: „Ihr  
Herrn, die Glad hat zwöf geschlagen.“  
Und mit der für den Londoner so äußer-  
st charakteristischen Disziplin löste  
sich der Zug im Square auf und ein-  
zelne Gruppen wanderten dem Al-  
bach Stating King zu.

Dort waren inzwischen Scharen  
riesiger Mädchen und Frauen ange-  
langt. Sie alle mit Dedon und Pro-  
viant für das nächste Abenteuer  
ausgerüstet, denn hier wollten sie bis  
zum Morgen die Zeit mit Reden, Spiel

und Lustigkeit verbringen, derweilen  
die Meziering ihre Boten und Beam-  
ten auslande, die Papiere abzuver-  
langen. So sollte der ganze Zeusus  
bereitet werden. In die Rollschiff-  
schubahn von Abbruch aber gab's nur  
Einsatz gegen Karte. Das Batalion  
von Studenten, das sich einweilen vor  
den geschlossenen Thoren verschanzt  
hatte, begann diese zu säumen, wie  
nur junge, lebensfrohe Studenten tür-  
men können. Und zuguterlet ging  
Gewalt vor Recht: die Jünglinge ohne  
Karten drangen ein und die mit Tit-  
lets ausgerüsteten Suffragettes blie-  
ben vorläufig ausgesperrt.

Als nun die aufgeräumten Kumme-  
ne jöhrend durch die Gänge zogen, trat  
ihnen müthig eine der Ordnerinnen  
entgegen. „Ihr habt kein Recht zum  
Eintritt!“ rief sie den Jüngern von  
Orford und Cambridge zu, „nehmt  
Euch doch wie englische Gentleman!“  
(Eine solche Aufforderung birgt fast  
stets eine wahre Zauberkräft in sich.  
Eine Dame, die einem Briten ins Ge-  
sicht schmeißt: „Sie sind kein Gentle-  
man!“ hat ihm den denkbar größten  
Schimpf angethan. Wenn sie aber di-  
plomatisch genug ist, vorher an sein  
Ehrgefühl als englischen Gentleman  
zu appellieren, kann sie mit dieser For-  
mel am Ende alles erreichen. Der vor  
einer Minute noch unüberwindliche Ju-  
gendgeist der zum Theil angeheiterten  
Bildlinge war gebrochen, wie Schat-  
ten lichten sie wieder hinaus. Nun  
erst konnten die Damen in den Sta-  
ting King.

Sie waren zu Fuß, in Cabs und  
Automobilen hergkommen, an die  
Zweitauend etwa, und ein rascher  
Wid überzeugte uns, daß in ihren  
Zweitauend wohl alle Stände, reich  
und arm, hoch und gering vertreten  
waren. Aber was bedeuten Zweitauend  
auf einer Millionenstadt wie Lon-  
don. Das Meeting wurde um ein Uhr  
dreißig Minuten morgens eröffnet!  
In London erlebt man zwar jeden  
Tag etwas Interessantes — aber ein  
Meeting in einer Samstag = Nacht  
oder an einem Montag = Morgen vor  
Tagenanbruch um halb noch eins ge-  
hört selbst für den Londoner zu den  
Seltenheiten. Ja, die Suffragettes  
wollen behaupten, es sei etwas noch  
nie Dagewesenes. Zeit aber sollten zwei-  
tausend Menschen bis zur Frühhe wach-  
gehalten werden!

Mrs. Pankhurst führte den Vorfis,  
Kef eine jündende Rede vom Stapel,  
denn wurde gesungen, eine ansehnliche  
Musik = Künstlerin rezitierte, die  
bekannte Komposition Ethel Smyth  
dirigierte ihren neuen Marsch = Hymnus  
— im Geiste sahen wir die tapferen  
Frauen wieder auf Westminster los-  
schreiten und hörten die Fensterreiben  
klirren — und eine dunkle Spenerin  
irritierte irgend ein Braudurkind, das  
fast niemand im ganzen Raum verstehen  
konnte. Mit allen diesen Genissen  
jedoch wollte sich die Galerie nicht ab-  
finden lassen. Immer lauter erschallen  
die Rufe nach „Christabel! Christabel!“  
und endlich erscheint Fräulein Pan-  
khurst, die beliebte Tochter der Führerin  
der „Militant Suffragettes“, auf der  
Bühne, wohlgelassen mit Energie, in je-  
dem Nerb, in jeder Fiber jubend, und  
erklärte der Regierung, dieser nicht-  
müthigen, verlogenen, durch und durch  
schwindelhafte Regierung Krieg, Krieg  
und wieder Krieg bis aufs Meisse!  
Aber selbst diese hochbegeisterte Er-  
klärung vermochte nicht gegen die Natur  
anzukämpfen. Die Frauen wurden  
müde. Und wenn auch um fünf Uhr  
früh ein lauter Hornedall auf den  
Rollschiffstufen beginnen sollte, zu  
einer recht fröhlichen, herzlich ausge-  
lassenen Stimmung konnte es doch nicht  
kommen, da die meisten Frauen bei al-  
ler Lustigkeit zu gähnen angingen.  
Manche war eigenmächtig, andere entfer-  
nen sich unbemerkt, um zu Hause das  
Verkaunte nachzuholen, sie wollten  
aber diese wertvollste aller merk-  
würdigen Nächte nicht veräuft haben.  
So schmolzen die streitbaren Damen  
zulezt auf ein ganz bescheiden Häuflein  
von ein paar Hundert zusammen. Nach  
dem Roler = Stating wurde dann um  
sieben Uhr morgens in verschiedenen  
scharf lange vorher gemieteten Restau-  
rants ein fröhliches Frühfrid genom-  
mer — die Suffragettes verstehen sich  
recht gut auf das Praktische.

Einige der führenden und begüter-  
ten Damen hatten ihre Häuser allen  
jener für die Nacht eröffnet, welche die  
25 Dollars Geldstrafe nicht aufbringen  
konnten oder wollten. Alle diese  
Homes foraten für Unterhaltung und  
zulezt wurden die Besucherinnen auf  
allen möglichen und unmöglichen  
hausintelligen zur Ruhe gebettet, auf  
Sesseln, Schaufelstühlen und selbst auf  
Tischen! Ja, in einer solchen Nacht ist  
alles erlaubt!

Einmüthig erklären die Suffragettes,  
einen glorreichen Sieg über die  
Regierung davongetragen zu haben.  
Dah ihr Verluft, durch postive Resi-  
stenz die Vollzählung thatsächlich un-  
möglich zu machen, misslungen ist, hat  
der Telegraph bereits berichtet.

Dr. Frederic A. Cool ist auf dem  
Schauplatz der merikanischen Wirren  
eingetroffen. Erzählt er dort von seiner  
Korrespondenz, so könnte am  
Ende doch die eine oder andere Partei  
ausreichen.

Man kann leicht Herr sein, wenn  
man andere knechtet.

**Rif-Piraten.**

Von Ceuta, der südhlichen Säule  
des Herkules, zieht sich das Ge-  
staube des Mittelmeeres erst süd-  
östlich, dann genau ostwärts etwa 150  
Meilen bis an den Dschebel Marra,  
an dessen Ostabhang Melilla liegt.  
Felsiges, finsteres Gestade, vulkanische  
Monturen eines wilden Gebirges, des-  
sen schroffe Zaden sich scharf abheben  
vom wolkenumhüllten Himmel. Sel-  
ten sind Spuren menschlichen Seins  
erkennbar, wie bebauete Hänge oder  
verwitterte Hütten aus Tabia, die sich  
scham abheben vom gleichfarbenen Ge-  
stein oder dem dunklen Buschwerk. Es  
ist das Rif. Von „ripa“ stammend,  
wird das Wort so gelprochen, weil  
weder Berber- noch Araberjungen den  
Buchstaben r kennen. Nach dem In-  
nern anerkennt man diesen Begriff bis  
fast zum hochwichtigen Sattel von  
Taza, der die einzige Straße von Fez  
nach Algerien beherrscht. Hier find die  
einzigsten Herren.

In fast ganz Marokko mischte sich  
bodenständige Bevölkerung mit ein-  
gewanderten Arabern oder mit nörd-  
lichen Ausläufern schwarzer Rassen.  
Die behäutigten Besiedler des Rif aber  
erhielten sich seit urdenklichen Zeiten  
sorgfältig frei von jeder Beimischung  
fremden Blutes, und zu allen Zeiten  
vertheidigten sie auch ihre Berge und  
Schluchten hartnäckig gegen alle, die  
während der Jahrhunderterte sie zu ver-  
drängen oder ihnen Fremdherrschaft  
daufzuzwingen versuchten. Ihr al-  
les übertragender Freiheitsdrang em-  
pörte sich trotz denbar losstem Bafal-  
lenverhältnis bei jeder Gelegenheit.  
So gegen Karthager, Römer, Byzanti-  
ner und alle, die von unaufhalt-  
samem Wogen der Völkergeschichte in  
diesem Stand getrieben wurden. Stets  
verbanden sie sich mit den Neuan-  
kömmlingen, um die bisherigen Herren  
zu verjagen.

Auch der dreimalige Ansturm von  
Araberscharen sah nur das gleiche  
Ziel. Ein halbes Jahrhundert wütheten  
grauenhafte Kämpfe der arabischen  
Rifler gegen die gewaltthätigen  
Sendlinge von Mohammeds neuer  
Lehre. Kämpfe, deren Heftigkeit un-  
sere Geschichte nichts Ebenbürtiges zur  
Seite zu stellen hat, von deren furch-  
tbaren Wuth heute noch monotoner Lieber  
lünden, die im Schilcha-Dialekt von  
den erziehten Beragen der Gelala bis  
an die fruchtbaren Hänge bei Tetuan  
erklängen und bis hinein an den strah-  
nenberührenden Sattel von Taza,  
wo wilde Riataleute haufen. Selbst  
in der Kabylie Algeriens fingt man sie  
neben jenen, die aus der Zeit des gro-  
ßen Abd el Kader abstammen. So leb-  
haft lebhaft wehrte sich im damaligen  
Rinaan um die Vorherrschaft zweier  
Rassen das Berbervolk, daß die semiti-  
schen Eroberer nicht wie am ganzen  
Weg vom Rother Meer bis zum Atlas  
auch dem Rif Sprach und Religion  
aufzuzwingen vermochten.

Gar laue Anhänger des Prophezen  
sind die Kuafa, und ganze Stämme  
verstehen kein Wort Arabisch. Immer  
noch nennt jeder Rifstamm eine  
Schande, wenn einer seiner Söhne ein  
Arabermädchen frei oder ein Mau-  
renkind, nie kommt eine Tochter des  
freien Berglandes in daszelt eines  
Arabers oder gar in den Haram eines  
maurischen Städtebewohners. Daher  
die Rassenreinheit der Kuafa, die  
martigen lebigen Gestalten dieser Ge-  
birgsbewohner mit den Blaugaugen,  
dcher das viele Blondhaar unter ih-  
nen. Ein Menschenerschlag, der dem an  
der Wasserante eher gleich kommt,  
als den raffenerwandten bräunlichen,  
geschmeidigen Berberdöltern jenseits  
des Atlas.

Wie seit urdenklichen Zeiten, so ha-  
ten alle Rifstämme noch heute voll-  
kommene Selbstverwaltung, ihr Ge-  
biet untersteht ja nur nominell dem  
Wachsen. Denn der Rif sich in der  
Person des Sultans nur einen Kad,  
ebenbürtig dem eigenen Stammes-  
haupt, dessen einziger Vorzug es ist,  
ein Fürst der Rechtgläubigen zu sein,  
also Religionshaupt. Im übrigen le-  
ben die zwei Millionen Kuafa nach  
ihren vielhundertjährigen ungeschrie-  
benen Gesetzen, wie sie sich im Laufe  
der Zeiten eingebürgert haben und ei-  
ferstlich gewahrt werden. Sie zah-  
len nie Steuern, stellen nie Soldaten,  
bulden kein vom Herrscher eingesehtes  
Stammesoberhaupt. Nie noch war die  
Sterbenregierung imstande, irgend-  
welche Oberhoheit in diesem Gebirgs-  
zuge geltend zu machen.

Ihre Stammeseintheilung ist ein  
Muster von Demokratie: Gleiches Recht  
allen Männern, Frauen, Kindern.  
Jede Kabila — d. h. Stammeseinheit  
— die selten unter einem Großhau  
vereint ist, häufig aber in scharfer  
Fehde der einzelnen Stammes-Unter-  
abtheilungen unter einander liegt, theilt  
sich in mehrere Dschera (Einagel:  
Dschara), von denen jede ein Ober-  
haupt aufweist, meist einen Aih, der  
mit den Angehörigen der Fraktion  
eine Art Landtag bildet, auf dessen je  
nach Bedarf häufigerer oder selteneren  
Versammlungen über gemeinsames  
Wohl und Wehe berathen wird. Die  
einzelnen Dschera, die sich oft genug  
feindlich gegenübersehen, bestehen aus  
großen Familien, die wider von einem  
Aeltesten geführt werden. Solch eine  
bis hundert Köpfe zählende Sippe  
heißt Ahruba und befreit zahlreiche  
Dörfer.

Jede Ahruba übt weitestgehendes  
Selbstbestimmungsrecht, jede Dschara  
pocht auf absolute Unabhängigkeit von

der anderen. Nur in ganz besonderen  
Fällen thun sich einzelne Stammtheile  
oder die Kabila selbst zusammen zu  
gemeinsamen Vorgehen. Dies immer,  
wenn äußere Einflüsse sich geltend  
achen, so wenn der Wachsen die ni-  
gendts vorhandene Autorität stärken  
will oder Spanien sich längst verstaub-  
ter historischer Rechte bemüht. Nur  
der westlichste Stamm, die Beni Saïd  
(Söhne des Glücks), anerkennt halb-  
wegs die Regierung und steht unter  
der Gerichtsbarkeit des Amalats Te-  
tuan. Vom Lab Labu dagegen hat der  
Sultan alles Recht verloren — besser  
gefagt: nie befehen.

Zum Unterschied von anderen Ber-  
berstammen des ausgebehnten Ma-  
rokko vermochte der Islam nie, Rifler  
zu ernsten Thaten zu begeistern, wohl  
aber die Freiheit, wenn sie bedroht  
schien. Wie nirgends sonst, erhielten  
sich im Rif Sprache und Gebräuche  
aus Urbarkeit. Raubes Gebirgs-  
leben gab dem Rif sichereres Auftreten,  
Unerschrockenheit und Energie im Han-  
deln, Eigenshaften, die dem Araber  
aller Striche abgehen. Schwere  
Kämpf uns liebe Brot erhielt den wi-  
derstandsfähigen, ungläublich harten  
Menschenschlag und schauf außerordent-  
liche Tapferkeit und ewige Kampfes-  
freude, wie sie wenig Völker des Erd-  
balls besitzen. Einwie blutige Streitig-  
keiten untereinander sorgen dafür, daß  
sie selbständig und rüchsiglos wer-  
den, daß sie nie jögern, das Leben ein-  
zusehen, aber auch das anderer wen-  
iger hoch einschätzen, als es bei sonsti-  
gen Völkern, bei denen Blutrache,  
ebenso wie bei den Rifloten, noch heili-  
ge Pflicht ist.

Die Wohngebäude im Rif sind ganz  
andere als jene der anderen Berber-  
stämme. Es sind widerstandsfähige  
Häuser aus gebrannten Lehmziegeln,  
sogenannte Tabia, deren Lehmmauern  
mit flachen Schifflagen gedekt und we-  
gen Feuersgefahr mit Kies oder Sand  
bestreut werden. In der Mitte des 12  
bis 15 Zoll dicken Daches bleibt ein  
kreisrundes Loch, das dem Innern  
Licht und Luft vermittelst. Stets be-  
findet sich an den beiden schmälere  
Seiten je ein Wohngemach, eines den  
weiblichen, das andere männlichen Be-  
wohners des Hauses zugeweiht. Von  
den restlichen Seiten dient die eine als  
Vorrathskammer, unter der häufig noch  
ein Silo zur Aufnahme des Getreides  
gegraben ist, die letzte, durch die man  
das Haus betritt, ist zugleich Stall.  
Wer sein Heim betritt, ist Gast des Ri-  
fi, mag es auch ein unerwünschter sein.  
Jedes Haus gilt als Feuerstelle, wer  
den Schuß solch eines Herdes an-  
spricht, genießt den aller, die zur glei-  
chen Familie gehören. Dies gilt auch  
Unabhängigen gegenüber. An den La-  
gerstätten marokkanischer Karawanen-  
trafen erzählt man manch rührende  
Geschichte von der Heiligkeit rifischer  
Gastfreundschaft.

Obwohl auf ungemein werthvollem  
Boden hausend, ist der Rifbewohner  
der Armeten einer. Und nirgends be-  
wahret sich mehr das Sprichwort:  
Armuth ist Feind dem Reichthum! Un-  
gebärdig, wie er zu Land ist, so tennt  
man den Rifli auch zur See. Wie dro-  
hend Ungewitter aus heiterem Him-  
mel erscheinen seine primitiven Fe-  
suden an Spaniens sonnigen Küsten,  
plündernd, raubend, jeden mordend,  
der sich zur Wehr setzte. Es ist gleich-  
sam Vergeltung dafür, was vertrie-  
bene Mauren unter dem ewig blauen  
Himmel der Iberischen Halbinsel er-  
duldeten. Selbst große Dreimafter  
griffen sie auf offener See an — und  
meist mit Erfolg! Rif-Piraten ist ein  
Wort, das heute noch unheimlichen  
Klang hat bei Seefahrern aller Natio-  
nen.

So sind sie, die Bewohner von Ma-  
rokko Nordküste, die ungebärdigen,  
freiheitsliebendsten des Landes. Heute  
wie früher sieht man keinen ohne sein  
geliebtes Gewehr, sechsfach überzählen  
sie moderne Mehrlader, und um Geld  
auf Patronen zu erhalten, wandern sie  
in Scharen hinüber nach Algerien, um  
sich im Dienst verhafter Spanier oder  
Franzosen fernab der Heimat als ge-  
suchte fleißige Landarbeiter einige  
Duros zu verdienen. Auch heute ver-  
schmähen sie gelegentliches Strandrecht  
nicht. Freilich, Dampfer fahren gar  
schnell, dies Handwerk ist wenig er-  
giebig geworden in den letzten Jahrzeh-  
nten.

Weniger Orte nur hat das Rif, und  
dies sind bloß Geviere von kaum ei-  
nigen Duzend Lütten. Namhaft sind  
nur Tetuan, an dessen Mauern geo-  
graphisch das Rif beginnt, und das  
20 Meilen südlich davon gelegene heil-  
ige Sedschawan, beide eigentlich zur  
Dschabala gehörend. Industrie tennt  
der Rifli nicht. Wohl bringt er Holz-  
tohlen, Eier und Hühner auf die Wo-  
chenmärkte von Tetuan und Melilla,  
auch Bastschüre und aus Palmstelo  
geföchtene Schuara, jene unverwüß-  
lichen Tragatachen, die auf allen Kara-  
wanenstrahlen des Raabreb benötigt  
werden, soweit man mit Maulthieren  
und Eseln reist.

Der Geist veriaßt sich leicht im  
Verkeh mit anderen, weil er sich nie  
vergessen kann.

In Mexiko scheinen sie es wieder mit  
dem Sprüchwort halten zu wollen: der  
Schwächere gibt nach. Nur fragt es  
sich, wer der Schwächere ist.